

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 9 (1919)
Heft: 4

Artikel: Die Königschmieds [Fortsetzung]
Autor: Moeschlin, Felix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633268>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 4, IX. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerel Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

25. Januar 1919

Weltweise.

Von Jakob Böhler.

Manchmal, wenn wir in das Dunkel lauschen,
Schwebt ans Ohr uns wunderfame Weise,
Nicht von Bächen, die vorüberrauschen,
Noch von Waldesstimmen laut und leise.

's ist der Sang der weiten Weltenseele;
Weh- und sehnsuchtsvoll kingt sie zur deinen,
Und das Wort erstickt dir in der Kehle,
Willst du heiter in der Antwort scheinen.

Weh- und sehnsuchtsvoll geht's durch die Nächte,
Weh- und sehnsuchtsvoll durch unser Streben,
Unser Heiland wär, der es vollbrächte,
Aller Welt den frohen Tag zu geben.

Die Königsmieds.

Roman von Felix Moeschlin.

Zweihundert Jahre darauf trennt sich ein Ritter von seinem Gefolge, das im Garten ob der Gnadenkapelle lustwandelt, und steigt zum heiligen Ort hinunter.

Er tritt bis an den Rand der Höhle und schaut ins Tal. Seine Hand stemmt sich auf einen Ast. Aber der Ast ist dürr. Er bricht und der Edelmann stürzt über die Felsen hinab.

Es wäre nicht zu verwundern gewesen, wenn seine Hirnschale zersprungen und das Hirn nach allen Seiten geflossen wäre. Es wäre nicht zu verwundern gewesen, wenn seine Glieder voneinandergerissen und sein Leib zerstückelt worden wäre.

Aber die Jungfrau Maria steht ihm bei, daß er keinen Schaden nimmt.

Zum Danke gründet er das Kloster.

Und jetzt stand er selbst am heiligen Ort, er, der kleine Viktor, und er wußte, daß die Hände Marias ebenso stark über ihm waren, wie über jenem Ritter vor drei Jahrhunderten und jenem Hirtenkind vor einem halben Jahrtausend.

„Viktor, Viktor!“ riefen seine Schulkameraden, „geh nicht so weit auf die Felsen hinaus, du könntest fallen.“

„Wenn man nah beim Kloster abstürzt, hat es nichts zu sagen. Dann steht die Mutter Gottes einem bei.“

„Man soll Gott nicht versuchen,“ sagte ein Aelterer.

Da trat Viktor zurück, wenn er schon nicht recht einsehen konnte, warum man Gott nicht versuchen soll. Muß es nicht Maria eine Freude sein, helfen zu können? Gerade dann, wenn man etwas wagt, das an der Grenze eigener Kraft steht?

Am andern Tage ging er wieder zu seinen Felsen, die im Sonnenschein über dem grünen Tale standen, blau und gelb und weiß. Die Mitschüler spielten im Klostergarten. Niemand störte ihn.

Am Abendtische fehlte er.

Man ging auf die Suche zum Abhang und ins Tal. Wohl stieß man oben auf eine frische Rutschstelle, zerzauste Büsche und umgerissene Stauden. Aber so gründlich man auch die Wiese unterhalb der Felsen absuchte, es fand sich vom Vermissten keine Spur. Bis man im Walde auf der andern Talseite eine Stimme rufen hörte und dem Klang nachging. Da sah man Viktor am Wege sitzen und mit großer Verwunderung um sich staunen. Auf die atemlosen Fragen gab er keine Antwort. Auch das Gehen war ihm unmöglich. So nahm ihn denn der Studentenwärter auf den Rücken und trug ihn ins Schulhaus hinauf.

Dort oben kam er zur Besinnung. Und er erzählte, was geschehen war, bisweilen mitten in einem Satze innehaltend, als könne er sich selbst nicht begreifen, und seine Glieder betastend, als müsse er sich vergewissern, daß er noch wirklich am Leben sei.

Der Boden gab nach unter mir und ich rutschte auf dem schiefen Grund, der so steil ist wie unser Dach, dem überhängenden Felsen zu. Zuerst wehrte ich mich. Ich hielt mich an allem fest, was aus dem Boden herausragte. Ich grub die Finger in die Erde, daß mir die Nägel weh taten. Aber ich rutschte weiter. Da gab ich den Widerstand auf und sagte: „Jetzt, Mutter Gottes, mußt du mir helfen.“ Das machte mich ruhig. Aber wie ich nahe dem Abgrund war und schon die Steine, die ich losgerissen, vor mir herunterpoltern hörte, bekam ich eine fürchterliche Angst, denn keine Maria war da, um mir zu helfen. Und als ich schon auf dem Felsen hing, da schrie ich, was ich nur konnte. Oder ich wollte wenigstens schreien. Ich weiß nicht, ob ich es wirklich tat. Denn ich hörte nichts. Ich sah nur noch das Grün in der Tiefe unter mir, aber keine Frau in weißen Kleidern, und keinen weichen Schoß, bereit, mich aufzunehmen. Da war es mir, als schlafe ich plötzlich ein. Als ich wieder zu mir selber kam, saß ich unten auf der Wiese, ganz müde und zerschlagen. Ich stand auf und ging wie im Traume irgend wohin, bis ich mich in einem Walde fand und nicht mehr wußte, wo ich war. Da rief ich, und dann kamt ihr.“

„Ein Wunder,“ sagten die Felsenherren, „Maria hat dir geholfen.“

„Ein Wunder,“ wiederholten die Schüler und sahen scheu auf ihren Kameraden, der plötzlich über sie hinaus gewachsen war und an seinem Leibe erfahren hatte, was sie als tiefes Geheimnis anbeteten.

Viktor fing plötzlich an zu weinen.

„Was hast du?“ fragte man ihn teilnehmend.

„Laßt ihn weinen, es ist die überstandene Angst und Aufregung,“ meinten andere.

Aber Viktor schüttelte den Kopf und ließ sich aus seinem Schluchzen heraus vernehmen:

„Ich weiß ja, daß mir Maria geholfen hat. Sonst wäre ich ja tot. Und ich will ihr auch mein Leben lang dankbar sein. Aber ich hätte sie so gerne gesehen. Warum hat sie sich mir nicht gezeigt? Ich hab' sie doch so lieb.“

Die Klosterherren waren gerührt. Und einer nahm ihn auf den Schoß und streichelte ihn, bis er einschlief. Dann trugen sie ihn sanfte und vorsichtig ins Bett, und wenn er in den weißen Linnen lag, mit seinen blonden Locken und dem frischen Gesicht, auf dem noch die Tränen glänzten, da fanden alle, die um das Bett herumstanden, er sähe aus wie ein Engel. Und ein alter Pfarrer mit weißen Haaren sagte: das sei das Schönste, was er je erlebt habe. Und die andern gaben ihm recht.

Aber was sollte der Königsschmied mit einem Engel anfangen? Einen richtigen Bauernbuben mußte er haben, einen wahrhaften Erben. Drum erschrak er aus zwiefachem Grunde, als sein Viktor, vom Studentenwärter begleitet, nach Hause kam und das Wunder erzählte. Er erlebte das Unglück noch einmal mit, und so dankbar er auch der heiligen Maria war, so konnte er doch eine gewisse Unruhe über dieses viele Uebernatürliche im Leben seines Kindes nicht verwinden, und es kam ihm vor, als dürfte alsgemach sein Viktor mehr auf den gewöhnlichen Wegen gehen. In diesen vielen Heiligen und Wundernamen schien ihm eine große Gefahr zu liegen, und er fürchtete, daß sich sein Bub immer mehr in weltabseitige Gedanken hineinlebe und Dinge

begehre, die hinter allen Himmeln liegen, statt nach dem gelüftig zu sein, was mit den Händen zu greifen ist.

Der Junge mußte ihm aus der Schule. Aber da fing dieser so schrecklich an zu weinen und zu jammern, daß es der Vater nicht übers Herz brachte, bei seinem Entschlusse zu beharren.

„So bleib denn dort bis zu deinem vierzehnten Jahr. Aber nimm dich in Acht und versprich mir, daß du kein Pfarrer werden willst.“

Viktor versprach es. Tante Anna, die auch in der Stube war, schluchzte plötzlich verzweifelt auf.

„Was hast du?“ fragte der Königsschmied, aber er bekam keine Antwort mehr, denn Anna war schon hinausgerannt.

Als Viktor einige Augenblicke darauf am offenen Scheunentor vorüberging, griff ein Arm heraus, packte ihn und zog ihn hinein. Es war Tante Anna, die ihn da drinnen umarmte und verküßte, immer noch weinend wie eine Verzweifelte. Viktor, der das noch nie an der Tante gesehen hatte, erschrak und fragte wie vorhin den Vater:

„Was hast du, liebe Tante?“

Da kniete die Tante vor ihm nieder, ja wahrhaftig, sie kniete vor ihm nieder, daß Viktor nur noch bestürzter wurde, und berichtete ihm mit wirren Worten, daß sie alle Hoffnung darauf gesetzt habe, daß er Pfarrer werde. Darum habe sie ihm von Jugend auf von frommen Dingen erzählt, und nun sei alles vergebens gewesen und sie doch unrettbar verloren. Denn sie trage eine schwere Sünde auf dem Herzen und könne sich nicht von ihr losmachen, die ewige Verdammnis warte ihrer. Wenn er Pfarrer geworden wäre, dann hätte er sie durch seine Fürbitte erlösen können, aber jetzt sei sie verloren.

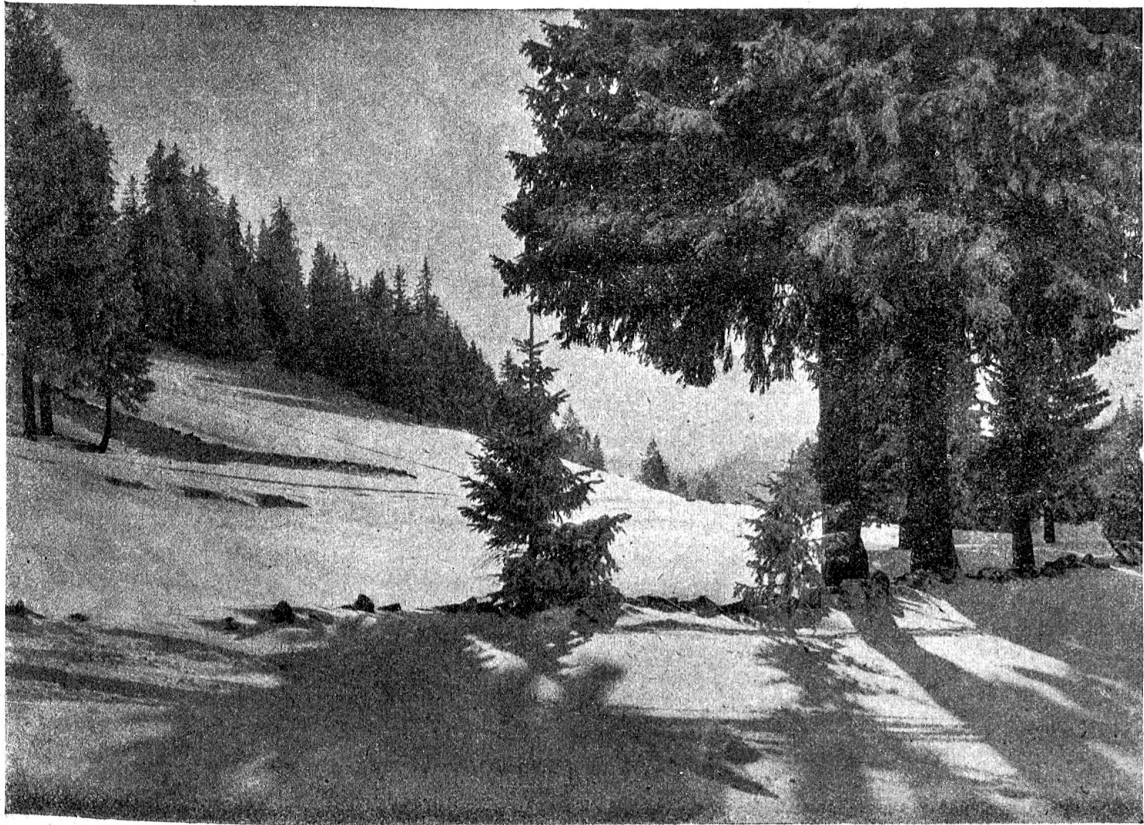
„Du kannst ja beichten, Tante, das ist ja so einfach.“

Diese Worte machten die Tante nur noch verzweifelter, ohne daß sie aber einen Grund dafür angab. Viktor stand vor einem Geheimnis. Etwas Furchtbares mußte da verborgen sein. Die arme Tante, die immer so fromm und ruhig einherging und jetzt so aufgereggt und unglücklich tat, dauerte ihn. Um sie zu trösten, nahm er seinen tiefsten Herzensgedanken auf die Lippen und sagte zu ihr:

„Tante, ich werde dir doch helfen, denn in ein paar Jahren bin ich ein Heiliger.“

Das sagte er ganz ohne Brählerei, wie eine selbstverständliche Gewißheit, daß die Tante beinahe getröstet aufschaute und in ihrer Verzweiflung halb und halb dran glaubte. War nicht die Geburt schon ein Wunder gewesen? Und wenn Sepp auch gelacht hatte, als er ihr vor Jahren seinen merkwürdigen Geburtstraum, wie er ihn nannte, erzählte, so wußte sie besser als er, was von solchen Dingen zu halten war. Und hatte nicht die Mutter Gottes Viktor vor dem Tode bewahrt? Warum sollte es heutzutage nicht ebenfogut Heilige geben wie früher?

Erst jetzt, nachdem er es mit unzweideutigen Worten ausgesprochen, war sich Viktor bewußt, was er eigentlich wollte. Vorher hatte er es nur unbestimmt geahnt und als etwas Unwirkliches und Zukünftiges in sich herumgetragen. Jetzt aber sah er alles scharf umrissen vor sich, die Gegenwart mahnte, seine Vorbilder riefen. Er hatte keine Zeit mehr zu verlieren. Es wurde ihm klar, daß er nichts von etwas



Rauhreifstimmung.

Unbestimmtem erwarten darf, sondern daß er selbst mit allen Kräften mithelfen muß. Bis jetzt hatte er immer noch halb und halb gehofft, ohne eigenes Zutun das zu werden, was er ersehnte, auf eine Weise ungefähr, wie aus einem Samen eine Pflanze wird. Aber diesen Traum gab er jetzt auf und beobachtete fleißig alle Vorschriften und Anweisungen zu einem gottgefälligen Leben, wie er sie in den Heiligenlegenden, dem Katechismus und in den Ermahnungen der Klosterherren fand.

Bei dem guten Anfang, der wundertätigen Hilfe und der heiligen Umgebung schien ihm sein Vorhaben nicht so schwer. Aber nach einiger Zeit verschwand seine gehobene Stimmung, und das Außergewöhnliche wurde durch die viele nachfolgende Gewöhnlichkeit zugedeckt. Es kam so weit, daß er zu den Felsen hinunter steigen mußte, um sich zu vergegenwärtigen, daß er wirklich gefallen und gerettet worden sei, so sehr verblaßte das Wunder in seiner Erinnerung. Seinen Kameraden erging es nicht anders. Denn da die Zeit ihn ganz von selbst in das gewöhnliche Licht der kleinen kindlichen Schulmühen und Geschehnisse zurückstellte, sahen auch sie den Heiligenschein nicht mehr und legten sie die andächtige Scheu der ersten Tage als überflüssig wieder auf die Seite. Als ihn aber die Achtung der andern nicht mehr ein paar Fuß über dem Erdboden erhielt, sank er vollends auf die langweilige Lebensebene seiner Mitschüler herunter, besonders da ihn auch die Felsenherren wieder ganz wie einen beliebigen andern Schulbuben behandelten und ihn nur noch bei besonderen Gelegenheiten neugierigen Pilgern und zweifelnden Fremden als eine beweiskräftige Wunderkuriosität vorwiesen.

Es war nicht so einfach, ein Heiliger zu werden. Das sah er jetzt ein. Täglich mußte er gegen etwas ankämpfen, das Sünde war, und das machte so viel Mühe und war gar nicht verdienstvoll. Er wäre von Herzen gerne für ein abgekürztes Verfahren gewesen. Warum gab es keine bösen Kaiser mehr, die von ihm verlangten, er solle seinen Glauben abschwören? Warum drohte man ihm nicht mit Schwert und Galgen, mit Kesseln voll siedendem Del und Eisenrosten, die im Feuer glühten? Er hätte sein Fleisch und sein Blut mit Freuden hingegeben. Aber dahinleben in einem ruhigen Kloster, in einer kampflosen Zeit, und sich hüten, daß man nicht lüge oder fluche oder stehle oder die heilige Messe verläume, war das ein Weg, um ein Heiliger zu werden?

Endlich klagte er einem Klosterherrn mit unbeholfenen Worten sein Leid. Dieser wies ihn auf die priesterliche Laufbahn als auf den einzigen Weg. Aber als Viktor auch da noch zweifelte, weil ihm die meisten Priester ein ganz gewöhnliches Leben zu führen schienen, ohne alle Ähnlichkeit mit dem, was er von den Lebensgeschichten der Heiligen wußte, wies ihn der Klosterherr auf die Laufbahn eines Heidenmissionars. Das leuchtete Viktor ein. Das war außerhalb des Gewöhnlichen. Da gab es noch Glaubenskämpfe und Märtyrertum, und in seiner Phantasie verwoben sich seine groben geographischen Kenntnisse mit phantastischen Vorstellungen aus dem Leben der Wilden, die er zufällig aufgelesen hatte, um ihm Afrika zu einem erwünschten Sehnsuchtslande zu machen. Sobald er groß war, wollte er den Heiden predigen. Aber wieder mußte ihn der Klosterherr belehren und ihn überzeugen, daß dies



Das Volksheim zum „Rosengarten“ in Chalwil; Ansicht von Westen.

nicht so einfach und nicht ohne weiteres auszuführen sei. Er müsse zuerst die Priesterweihe empfangen, das sei gewissermaßen die Pforte, durch die er in das gelobte Land eingehen könne.

Jetzt hatte Viktor nichts mehr dagegen, Pfarrer zu werden, da er nun der Uebergang zu dem verlockenden Leben eines Heidenpredigers werden sollte.

Der Vater erschrak, als ihm der Bierzehnjährige, den er nun endgültig von der Schule erlöst glaubte, seinen Entschluß mitteilte. Dann brauste er auf und schalt. Als das nichts nützte, erinnerte er ihn an sein Versprechen, mußte aber erfahren, daß dies von den Klosterherren nicht als bindend erklärt worden war. Wieder brauste er auf, besann sich aber bald und führte seinen Sohn durch sein Besitztum.

Da steht der altererbte Bauernhof in seiner soliden, festgewachsenen Herrlichkeit. Das ist alles, was sich ein

gefüllt sind, nicht etwa bloß mit Federn. Und weiche Matratzen, daß einer, der es nicht gewohnt ist, erschrickt und meint, er müsse ertrinken, wenn er so tief hineinsinkt. Es muß eine Freude sein, in diesen Betten zu schlafen. Aber das gehört sich auch für Leute, die den ganzen Tag über tapfer bei der Arbeit sind.

Und gut essen müssen sie auch. Drum ist die Küche so groß und glänzt es an den Wänden hundertfach auf blankem Eisen und Messing und sauberem Geschirr. Und wenn man in die Speisekammer hineinsieht, läuft einem das Wasser im Munde zusammen. Man merkt auf den ersten Blick, daß hier im Jahre mehr als einmal geschlachtet wird. Und man begreift auch, daß es für die Tante Anna keine Kunst ist, jedem hungrigen Bettler einen guten Bissen zuzustecken.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeindestuben und Gemeindegäuser.

(Schluß.)

Die soziale Fürsorgearbeit wird von Tag zu Tag notwendiger. Die Frage des Bedürfnisses nach alkoholfreien Verpflegungs- und Aufenthaltsorten in Ortschaften mit Industriebevölkerung kann nicht bestritten werden. Wie gerne und leicht sich die Jungmannschaft, aber auch das erwachsene Volk mit alkoholfreier Bewirtung und Geselligkeit abfindet, dafür lieferten gerade unsere Soldatenstuben den besten Beweis. Man weiß, daß sie segensreich wirkten und daß sie von den Soldaten sehr geschätzt waren.

Ein weiteres Beispiel dafür, wie sehr das auf der Basis der Gemeinnützigkeit stehende alkoholfreie Gasthaus einem Volksbedürfnis entgegenkommt, stellen die alkoholfreien Speise- und Kurhäuser des „Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften“ dar. Im Dezember 1894 eröffneten einige sozialdenkende Zürcher Frauen, an ihrer Spitze Frau Professor E. Drelli, eine kleine Kaffeestube.

Sie sollte den Alleinstehenden eine heimelige Zufluchtsstätte sein. Der „Kleine Marthahof“ erwies sich bald als zu klein. In den folgenden zwei Jahren wurden drei weitere Lokale eröffnet. Im Jahre 1908 wurde der erste Großbetrieb gegründet; ein ehemaliges Patrizierhaus wurde baulich umgestaltet und mit einem großen Barterresaal und heimeligen Stuben im Oberstock versehen. Die Säle des „Karl des Großen“ füllten sich schon am ersten Tag bis auf den letzten Platz. Heute führt der Verein außer den zwei Volks- und Kurhäusern auf dem Zürichberg in der Stadt elf alkoholfreie Wirtschaften, darunter vier Großbetriebe. Diese Institute bedienen täglich über 20,000 Personen und haben einen Jahresumsatz von beinahe 4-Millionen (1917). Sie beschäftigen zirka 500 Angestellte, denen sie eigens für sie eingerichtete Wohnungen zur Verfügung stellen. Schon im Jahre 1900 schaffte der Zürcher Frauenverein die Trink-